

# Wald bei Wagner

Autor(en): **Meyer, K.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal  
= Journal forestier suisse**

Band (Jahr): **114 (1963)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-765333>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Wald bei Wagner

Von *K. A. Meyer*, Kilchberg

Oxf.: 907.6

Im Jahr des 80. Todes- und 150. Geburtstags Richard Wagners (13. Februar bzw. 22. Mai) darf, ja soll auch eine dem Forstwesen gewidmete Zeitschrift dieser vielleicht bedeutendsten, wenn auch oft verkannten und umstrittenen Gestalt des 19. Jahrhunderts gedenken. Denn in Wagners Tondramen hat der Wald und die ganze Natur in einzig ihm möglicher inniger Vereinigung von Dichtung und Musik Stimme erhalten. Gewiß vermochten diese Künste auch für sich allein längst die Natur zu schildern; es sei nur an Haydn und Beethoven erinnert oder andererseits an die zahllosen Dichter seit ältesten Zeiten, von denen bloß etwa Eichendorff und Stifter erwähnt seien. Doch die einzigartige Vermählung von Wort und Ton und die nur so ermöglichte innigste Erfassung des Wesens von Mensch und Natur findet ihren bis in mythische Tiefen reichenden Ausdruck nur bei Wagner. So wie bei ihm hat der Urvogel gesungen, so die Urlinde gerauscht, so wurden Morgen- und Abenddämmerung, Eos und Aurora, empfunden, ja fast darf man sagen, so habe jener Regenbogen der Genesis gestrahlt wie die tonumwobene, siebenfarbige Brücke der Götter zu ihrer Wolkenburg.

Wagners erhabenste Werke sind in der Schweiz entstanden und atmen die Luft unserer Berge, Wälder und Flüsse. Er hat neun fruchtbarste Jahre in Zürich und die sechs glücklichsten in Tribschen bei Luzern erlebt. Doch kannte er das ganze Land, führte auch wagemutige Gebirgswanderungen durch. An Franz Liszt schrieb er einmal: «Ich möchte auf die Dauer nie wieder in Deutschland ansäßig werden, sondern zu fernem Lebens- und Arbeitsaufenthalt die ruhige, schöne und als Natur mir sehr teuer gewordene Schweiz beibehalten.» Und aus Paris schrieb Wagner am 24. September 1859 an Mathilde Wesendonck nach Zürich, er hoffe im Frühjahr wieder seine «liebe Schweiz aufsuchen zu können, denn nur dort kann Siegfried Brünnhilde wecken!»

An manchen entscheidenden Stellen haben Klassiker wie Romantiker die Mitwirkung der Musik, also das Gesamtkunstwerk vorausgesetzt. So fühlt zum Beispiel Schiller die innere Notwendigkeit, die Feierlichkeit der Rütliszene nicht nur mit nüchternen Worten zu beschließen, sondern die Ergriffenheit durch Musik und Bild zu erhöhen: Wenn die Eidgenossen die Bühne verlassen, «fällt das Orchester mit einem prachtvollen Schwung ein» und die Szene «zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen». Was Schiller da verlangte, konnte er nicht selbst geben; nur Wagner würde da seine Sehnsucht erfüllen. Sonderbarerweise fanden wir in der ungeheuer umfangreichen Literatur nie erwähnt, daß die Melodie des zweiten Sonnenaufgangs in der «Götterdämmerung» einem heimatlichen Volkslied ähnlich tönt. Für unser Gehör ist das Thema nichts

anderes als das in höchste Kunst erhobene «Der Ustig wott cho, der Schnee zergeit scho» — es wirkt dort vor der Ankunft Siegfrieds wie ein von Irdischem befreiter, das Frührot begrüßender Alpsegen. Auch ein einsamer Jodelruf eines Hirten im Alpental kehrt als frohe Weise verklärt wieder. Wenn Schiller seines «Tells» wegen zum geistigen Bürger der Schweiz wurde, so war es innerlich auch Wagner.

Beschränken wir uns auf Anklänge des *Waldes*, die sich in vielen der elf großen Werke finden. Sogar in den «Meistersingern», wo wir zwar nur einen Holderbaum sehen (norddeutsch «Flieder» geheißen); aber Waldespracht, Hain und Dornenhecke leben in den Lenzliedern Walthers, der dem Wald und den Vögeln sein Singen verdankt. «Tristan und Isolde» weist vor allem auf das nie ruhende, ins Unendliche verhallende Meer hin; doch der im nächtlichen Park spielende Mittelakt lebt von der Stimmung abendlichen Waldes. Wir hören den Hörnerklang der sich mehr und mehr entfernenden Jagd. Das Hornmotiv wird dann von Flöte und Klarinette übernommen, unter beständigem, aber ganz leisem Tremolo der Violinen. Wohl warnt Brangäne: «Ich höre der Hörner Schall!» Doch Isolde in ihrer Sehnsucht und Ungeduld meint: «Dich täuscht des Laubes säuselnd Getön, das lachend schüttelt der Wind.» Blätterlispeln und sanftes Quellgeriesel verschimmen im Nachhall der Jagdhörner. Naturstimmung und seelisches Erleben verschmelzen zu wundervoller Einheit.

Lenzhafter wie spätherbstlicher Wald des Wartburgtals umrahmt im «Tannhäuser» jubelndes wie tiefwehmütiges Geschehen. Nie ist der Gegensatz von Unnatur zu reiner Natur ergreifender erlebt worden als in der Flucht aus dem Venusberg in den maigrünen Wald. Man vergleiche damit den im «Parsifal» aufblühenden Naturlaut: «Auf, Kundry, auf! der Winter floh und Lenz ist da!» Man höre das wundervolle «Da dieses Waldes Rauschen wieder ich vernehme», oder die herrliche Stelle bei des wunden Amfortas Bitte um Rast: «Nach wilder Schmerzensnacht nun Waldesmorgenpracht».

Vor allem ist das dritte Werk des «Rings», «Siegfried», ein kostbarstes Denkmal des Waldes unseres Himmelsstrichs. Immer war es eine Lieblingsvorstellung Wagners, sein Orchester mit der durch alle Sinne zu uns sprechenden Natur zu vergleichen. So heißt es in seiner an den französischen Freund Villot gerichteten, später «Zukunftsmusik» genannten Abhandlung: «Wie nun aber der Besucher des Waldes, wenn er sich überwältigt durch den allgemeinen Eindruck zu nachhaltender Sammlung niederläßt, seine vom Druck des Stadtgeräusches befreiten Seelenkräfte zu einer neuen Wahrnehmungsweise spannend, gleichsam mit neuen Sinnen hörend, immer inniger auflauscht, so vernimmt er nun immer deutlicher die unendlich mannigfaltigen, im Walde wachwerdenden Stimmen; immer neue und unterschiedene treten hinzu, wie er sie nie gehört zu haben glaubt; wie sie sich vermehren, wachsen sie an seltsamer Stärke; lauter und lauter schallt es, und so viel der Stimmen, der einzelnen Weisen er hört, das überwältigend hell angeschwollene Tönen dünkt ihn doch wiederum nur die eine große Waldmelodie . . .» Blühendes Leben gewannen solche theoretische Betrachtungen in den wundervollen Szenen, die als «Waldweben» («murmures de la forêt») weltberühmt sind. Ermüdet von Hitze und weitem Weg ruht Siegfried unter den Linden des Urwalds aus, und sein sinnendes Träumen, das Sehnen seiner Seele, wird eins mit dem leisen Flüstern und Rauschen des Waldes. Allmählich enttaucht dem Sinnen und Weben eine Melodie von zartester Schönheit, der sich dann des Knaben Stimme einfügt: «Wie sah meine Mutter wohl aus?» Er kann sich, einsam im

Wald aufgewachsen, fern der Welt, nur vorstellen, daß diese nie gesehene Menschenfrau Augen hatte wie die Rehhindin. Seiner wachsenden Sehnsucht wird immer deutlicher die Stimme der Waldvögel vernehmbar. Goldammer, Drossel, Nachtigall («Du holdes Vögelein, dich hört' ich noch nie: bist du im Wald hier daheim?») hören wir aus dem leisen Tongewoge heraus. — Eine ebenso schöne Waldstimmung erleben wir später, wenn Siegfried mit Ring und Tarnhelm aus der Höhle des erlegten Lindwurms aufsteigt. Die beiden zankenden Zwerge fahren erschreckt auseinander. Aber in zartem Pianissimo begrüßen nun Rheintöchtergesang und Rheingoldfanfare die Rückkunft des Hortes aus Riesengewalt ans Sonnenlicht. Eine ruhige, spätsommerlich-schattige Schönheit erstet aus diesen wunderherrlichen Takten, in denen ja auch die Erinnerung an die noch harmonische Natur, in der einst noch froh die Rheintöchter spielten, nachwirkt. Wie damals das Licht auf den Wellen des Stromes funkelte, so glänzen jetzt Sonnenstrahlen durch die lispelnden Blätter goldiggrünen Laubwalds auf Moos und Quell. Und jetzt kehrt auch das Waldweben noch schöner zurück, wenn Siegfried wieder allein ist. Nun hat ja Lindwurmblut seine Lippen berührt, so daß er — und wir mit ihm — jenes Stammeln und Singen der Vögel versteht. Es wird zu Worten, die ihm raten und ihm den Weg zum Felsen weisen, wo er die Braut finden und wecken wird. (Wie weit edler hat hier Wagner Mythos und Sagen gestaltet, die den Helden im Lindwurmblut baden und Hornhaut gewinnen lassen).

Im letzten Akt der «Götterdämmerung» werden wir das Waldweben noch ein letztesmal hören, vielleicht noch ergreifender. Denn hier ist der Wald umschattet vom nahen Tod Siegfrieds. Er selbst nimmt scheidend die Waldmelodie auf, wenn er sich jener Jugendtage erinnert, da er den Wurm erschlug, die wabernde Lohe durchdrang, den Felsen erstieg und Brünnhilde fand. Doch jetzt flattern nicht Drosseln und Nachtigall auf, sondern die Raben Wotans. Statt des hellen, munteren Hornrufs herrscht das dumpfe Stierhorn, und Hagens Speer fällt den Helden. Nacht deckt Wald und Quell.

Anregungen zu diesen herrlichen Waldszenen erhielt Wagner auch auf Wanderungen in unserem heimischen Sihlwald. Sie ertönen in den zwei letzten Werken des «Rings». (Es darf hier wohl der Irrtum eines lebenswürdigen Schilderers des Sihlwalds berichtigt werden: Heer verlegt das «Siegfried-Idyll» hierher, das aber in Tribschen entstand und eine der wenigen rein musikalischen Schöpfungen Wagners ist).

Eichendorff läßt in «Schloß Durande» die Försterstochter Gabriele sagen: «Hör nur, wie der Fluß unten rauscht und die Wälder, als wollten sie auch mit uns sprechen und könnten nur nicht recht.» Daß sie sprechen *können*, ja sogar ihr tiefstes Wesen auszudrücken vermögen, hat in ergreifender Weise Richard Wagner bewiesen.